



Ordensleben

P. Hermann Schalück ofm:

„Von Wurzeln und Visionen“

*Vom Grundauftrag einer missionarischen Ordensgemeinschaft
im Dritten Jahrtausend*

Mutterhaus Hilstrup, 01. 07. 2000

1. Auf der Suche nach erneuerter missionarischer Spiritualität

Nicht Nachlassverwalter sollt ihr sein, sondern Wegbereiter“. Dieses Wort Klaus Hemmerles, des früheren Bischofs von Aachen, stelle ich an den Beginn meiner Ausführungen. Denn heute ist ein Tag der Rückschau. Zugleich aber ist es Tag, an dem wir uns fragen müssen, was die Zukunft bringen wird. Einen Nachlass treu zu verwalten, das ist nichts Schlechtes. Im Gegenteil: Es ist ein Dienst der Dankbarkeit und Ehrfurcht. So ist heute ein Tag des Dankes an den Herrn der Geschichte für das Geschenk der Gemeinschaft der „Missionsschwestern vom Heiligsten Herzen Jesu“ von Hilstrup. Zugleich aber ist dies der erste Tag eines neuen Jahrhunderts. Und dies liegt nach menschlichen Maß-

stäben im Ungewissen. Es wird aber, wie wir glauben, wie jeder Abschnitt unserer menschlichen Geschichte von der Kraft des Auferstandenen und der Gegenwart seines schöpferischen Geistes erfüllt sein. Dieser Tag ist deshalb ein Tag der Erinnerung, aber auch der Profetie. Der Erinnerung an die Wurzeln, d. h. an Jesu Inkarnation und Sendung in die Welt, auch des Ursprungs und des ursprünglichen Auftrags dieser kirchlichen missionarischen Ordensgemeinschaft. Aber wir wagen auch gemeinsam den Blick nach vorn: Welche guten Erwartungen, ja Visionen sind in dieser Kirche und dieser Gemeinschaft noch lebendig? Welchen Herausforderungen sieht sich eine missionarische Kirche und eine missionarische Ordensgemeinschaft zu Beginn eines neuen Jahrhunderts und eines neuen Jahrtausend gegenüber? Zumal eine Ordensgemein-

schaft, die sich nicht nur mit der analytischen Kraft der Intelligenz, sondern „mit ganzem Herzen“ den alten Auftrag in neuen Zeiten zu leben versucht. Sie, die Schwestern von Hilstrup, haben das „Herz“ im Zentrum Ihrer Spiritualität stehen. Das Herz, das zerbrechliche Zentrum unseres persönlichen Lebens, wie aber das dem Menschen und der Schöpfung gegenüber offene Herz Gottes lädt zu hoher Sensibilität ein gegenüber dem Leid und den Unsicherheiten, die viele Menschen und ganze Völker mit sich tragen. Aber das „Herz“ ist auch eine Einladung zur Solidarität, zum gemeinsamen Weg aus dem Glauben an den Auferstandenen.

„Alles ist möglich, nichts ist gewiss.“ An diesem Kernsatz postmoderner Zeitanalyse lassen sich zugleich Hoffnungen und Ängste ablesen. Wir sehen ja auch die Kirche und ihre Ordensgemeinschaften in den tiefen Veränderungsprozessen einer „Wendezeit“. Sehr deutlich stellt sich die Frage: Aus welchen Quellen trinken wir? Wofür lohnt der Einsatz eines Lebens? Es ist die Frage nach dem Sinn und der Identität des christlichen Lebens und der Nachfolge Jesu inmitten der immer diffuseren Lebenskulturen: Sind die langfristigen und radikalen Lebensprojekte der Nachfolge und insbesondere der Nachfolge denn überhaupt noch plausibel in einem Kontext, den viele als „Instant-Gesellschaft“ mit rasch wechselnden kurzfristigen „Optionen“ bezeichnen? Welche Optionen tragen das Ordensleben? Welche Paradigmen machen es verständlich? Welche Perspektiven ergeben sich für die Zukunft? Wir möchten doch etwas, das bleibt, auch wenn sich alles oder vieles wandelt.

Eine Ordensgemeinschaft wird sich auf dem Weg der Erneuerung nicht von der fieberhaften Suche nach „neuen“ Spiritualitäten, vielleicht sogar esoterischen und pseudocharismatischen, anstecken lassen müssen. Sie darf vielmehr „beherzt“ daran glauben, dass der alte Auftrag auch in neuen Zeiten noch gültig ist. Sie, liebe Schwestern, dür-

fen sich in allen Ungewissheiten doch an einer Gewissheit festmachen: Ihr und unser aller kirchlicher Auftrag und die Kraft, ihn sinnvoll zu erfüllen, ist an die Person Jesu Christi gebunden, an seine fortwährende Inkarnation und Inkulturation, an die Präsenz seines schöpferischen Geistes in unserer Welt. Eine heutige „missionarische Spiritualität“ ist also gefragt. Und unter Spritualität verstehe ich die *Lebens- und Glaubenspraxis* eines einzelnen Christen, eines Ordens, einer kirchlichen Bewegung oder Institution, d. h. die „Verwirklichung des Glaubens unter konkreten Lebensbedingungen“ (P. M. Zulchner), Integration des gesamten Lebens in eine vom Glauben an die Gegenwart des Geistes getragene und auch reflektierte Lebensform. Wenn die Kirche und ein Orden in ihr „geistesgegenwärtig“ sind, dann dürfen sie sich noch auf viele positive Überraschungen einstellen. Interessant ist ja auch folgende Beobachtung: Während das Wort „Mission“ auch viele engagierte Christen die Nase rümpfen lässt, weil es ja auch tatsächlich belastet ist, hat das Adjektiv „missionarisch“ durchaus noch Konjunktur. Viele möchten gern zu einer „missionarischen“, d. h. erneuerungsfähigen, ausstrahlenden, dialogfähigen, eben zukunftsfähigen Gemeinde oder Gemeinschaft gehören, und wir alle wohl zu einer ebenso verstandenen „missionarischen“ Kirche.

Nun sieht sich das Ordensleben, zumindest in der Lateinischen Kirche, zumindest in Europa und Nordamerika, in eine Zeit des Exodus, der „kénosis“, der Bedrängnis, gestellt. Aber muss dies notwendigerweise eine Zeit der Hoffnungs- und Perspektivenlosigkeit sein? Ich meine nicht. Wir werden nach Zahlen spürbar weniger. Wir brauchen aber um unseren Auftrag und die Sinnhaftigkeit unseres Lebens nicht zu fürchten, wenn wir an jener „Identität“ festhalten, die das Leben in der Nachfolge und das Leben im Geiste zu allen Zeiten begründet und bestimmt hat, nämlich der Gotteserfahrung mitten in der Welt, der Verkündigung eines menschen-

freundlichen und in das Leben verliebten Gottes, der ein „Herz“ hat für seine Schöpfung, der Übergabe unserer Freiheit (Gelübde) als Gottesdienst wie auch als Dienst an der Heilung und Befreiung. Eine tiefe *Spiritualität der „kénosis“* ist in der postmodernen Welt eine bessere Voraussetzung für Dialogfähigkeit, „Gefährtschaft“ und compassion mit den Armen und Einsamen als das Triumphieren mit großen Zahlen, großen Werken, großen Worten.

Ich bin also überzeugt, dass das Ordensleben in Europa und anderswo einen Platz, eine Chance, eine Aufgabe hat. Aber es muss sich mehr denn je seines Ursprungs und seiner Wurzeln vergewissern. Die Identität des Ordenschristen liegt nicht in diesem und jenem, auch nicht in der „Mission“, die allein geografisch definiert wird. Es geht um eine viel grundlegendere „Sendung“. Sie liegt in der Vermittlung von Gottese Erfahrung und in der Zeugenschaft für den christlichen Gott. Es geht m. E. für alle darum, mitten in dieser Welt Orte, Oasen des Glaubens an den lebendigen Gott zu schaffen und zugleich in einer kritischen Weltzugewandtheit die „falschen Götter“ unserer Epoche zu entlarven. Die kontemplative Dimension unserer Existenz ist für alle, Männer und Frauen, Aktive und spezifisch „Kontemplative“, von vitaler Notwendigkeit: Alle Ordenschristen sind „Zeugen“ Gottes mitten in der Welt, mit einem „kontemplativen“ Blick auch für die Schöpfung, die Welt und ihre Menschen, auf ihre Bedrohungen und Hoffnungen. Denn nur aus der Kontemplation erwächst „compassion“, „Gefährtschaft“, Solidarität, die von Dauer ist. Nur aus der Kontemplation finden wir den Weg zu und mit den Menschen, nicht nur mit denen aus dem eigenen Haus des Glaubens. Werkzeuge des Friedens, des Zuhörens, des Versöhnens sind gefragt. Der Herr tritt ja in unsere Geschichte ein und sitzt mit uns am Tisch. Wenn wir in seinem Namen versammelt sind, dann entsteht Familie und Geschwisterlichkeit unter dem ei-

nen Vater. Gott selber tritt in Jesus in unseren Horizont ein. Weil der Sohn Gottes selber verwundet ist, können Menschen geheilt werden (1 Petr 2,24). Wo Menschen in der Gesinnung Jesu leben, dort entstehen Inseln und Oasen wirklichen Friedens, einer Kirche, die fähig ist zur Evangelisierung, weil sie selber spürt, wie sehr sie der Reinigung und Evangelisierung im eigenen Herzen bedarf. Deshalb also zunächst in einem Wort diese Definition für eine missionarische Gemeinschaft: Ihre Identität besteht nicht in diesem und jenem, sondern darin, Zeugin des Geistes Gottes für andere zu sein. Sie muss sich ständig der Frage stellen: Woraus leben wir eigentlich? Und die Antwort kann nur sein: Aus dem Glauben an den Auferstandenen. Aus dem Evangelium. Aus dem Gedächtnis seines Lebens, der Feier seiner Gegenwart im Brot und im Leben, mitten in unserer Schwachheit. Und hier gilt auch wohl: aus den „guten Erfahrungen“ der ersten 100 Jahre.

2. In der Grundhaltung der Kontemplation

Diesen „Durchblick“ durch die eigene Geschichte ermöglicht aber nur eine Grundhaltung, die ich als die der „Kontemplation“ bezeichnen möchte: In Afrika habe ich einmal gehört: „Jeder Mensch wird mit vier Augen geboren. Zwei im Kopf und zwei im Herzen. Bei den meisten Menschen sind die Augen des Herzens leider geschlossen bis zur Stunde des Todes. Wenn dann die Augen des Kopfes sich schließen, öffnen sich die Augen des Herzens. Sie sehen dann Dimensionen unserer Wirklichkeit, die ihnen bis dahin verschlossen waren. Doch es gibt auch Menschen, bei denen die Augen des Herzens sich schon zu Lebzeiten öffnen. Darum sehen sie mehr und tiefer als ihre Zeitgenossen.“ „Kontemplation“ – ich möchte sie also bezeichnen als das Sehen mit den Augen des Herzens. Dabei plädiere ich für eine Mystik und Kontemplation mitten in der Welt: Ich möch-



te die Kontemplation als Teil, ja als Dimension einer Lebens- und Glaubenskultur bezeichnen, die das Herz und die Sinne schärft für das „was uns unbedingt angeht“ (P. Tillich), für Grunderfahrungen und -werte, die unserem Leben bei allem Wandel Sinn und Bestand geben (wie z. B. das Angenommen- und Geliebtsein), für Prioritäten (ich möchte beurteilt werden nach dem was ich bin, ersehne, erhoffe, nicht nur nach dem, was ich habe, leiste, produziere), für den christlichen Gott, der sich als Liebe, Erbarmen, Beziehung, Zustimmung zur Schöpfung und ihrer Schönheit geoffenbart hat. Kontemplation, die in der Klausur wie diejenige mitten in der Welt, ist ständige Einübung in den Glauben mitten im Leben. Kontemplation ist, so glaube ich, nicht die Pflicht oder das Vorrecht einiger weniger: Sie ist eigentlich das sensible Herz, die geistliche, prophetische Spürnase aller Christinnen und Christen des kommenden Jahrtausends für die „Zeichen der Zeit“, für Heil oder Unheil, Schönes und Erschreckendes. „Neues kommt, merkt ihr es denn nicht?“ (Jes 43, 16ff). Kontemplation aus einer „heutigen“ Spiritualität lehrt uns Brunnen graben, bevor der Durst uns zum Erliegen bringt, lehrt uns jenen Tiefenblick, der nach einem asiatischen Sprichwort „im Korn die Blüte und im Ei den Adler“ erkennt. Kontemplation ist zugleich die notwendige Kraftquelle zur sinnvollen Gestaltung der Welt. Jesus selber kehrte von der Begegnung mit dem Vater „am einsamen Ort“ (Mt 14,23), auf dem Berg und in der Wüste, in die Menge, zu den Armen, Kranken und Hilfesuchenden zurück. Die Kirchen und die Ordensgemeinschaften wiederum werden in der Nachfolge Jesu ihren unverzichtbaren Platz in der neuen Gesellschaft entdecken. Sie sollten der säkularen Erlebnis-, Talk- und Konsumgesellschaft mit ihren Ritualen nicht einfach nacheifern. Sie müssen vielmehr „kontrapunktisch“ Orte der Stille, des Zuhörens, der heilenden Sprache und Gesten, der freundlichen Kommunikation schaffen. Und die Dienste, die ei-

ne von innen erneuerte Kirche anbietet, werden vorzugsweise jene sein bzw. bleiben, die nach den Gesetzen des Marktes als nicht „marktfähig“ gelten (z. B. Drogenabhängige, Behinderte, Obdachlose). Das bedeutet, wiederum „kontrapunktisch“ zu einem weit verbreiteten Lebensgefühl, dass die dabei zu leistende Arbeit Anforderungen stellt wie Geduld, Behutsamkeit, Aufmerksamkeit für die Schwachen, Armen und Langsamen.

Gerade in der Unübersichtlichkeit der globalisierten Gesellschaft bleibt ein Wunsch vernehmbar, eine Ursehnsucht ungestillt: Menschen möchten sinnvoll, in Beziehung und kreativ leben und sich nicht als Spielbälle anonymer Mächte erfahren. Sie möchten gestalten, nicht bloß verwalten.

Ich selber kenne kein dauerhafteres, nachhaltigeres Heilmittel gegen die Resignation als den Versuch, aus dem Gebet und den anderen Formen geistlicher Lebenskultur nach vorn zu blicken: Der kontemplative „Durchblick“ kann heilen, er ist freundlich zum Leben. Über das Nebensächliche, Entbehrliche, Überflüssige, Gefährliche, Destruktive, ja Tödliche hinaus geht der Blick darauf, was mich wirklich sinnvoll leben lässt, was Mitte und Fundament meines Lebens zu sein verdient. Die Kultur des Zweckfreien, der Kontemplation, der Stille ist die Musik, die uns auf einen sanften Lebensrhythmus einschwingen und tiefere Quellen erschließen lässt. Vor allem wird in der Kontemplation eine Grunddimension der Nachfolge Jesu sichtbar. Nur wer „lassen“ kann, sogar sein Leben, wird sein Leben sinnvoll leben („sein Leben gewinnen“). Solches „Lassen“ ist nicht völlige Passivität, sondern schließt die aktive Bereitschaft ein, das Mögliche und Notwendige selber zu tun. Christliche Kontemplation führt nicht in die Weltflucht, sondern in die Solidarität. Im Angesicht des Todeschicksals Jesu, auch im eigenen Leidensdruck führt sie uns zu der Fähigkeit das Mögliche und Notwendige selber zu tun, sich zugleich aber unverhofft und gnadenhaft beschenken zu lassen: „Das Wort des Lebens

kannst du dir nicht selber sagen.“ Im chinesischen Tao heißt es sogar: „Wesentliches Tun erfordert Nicht-tun.“ Christliche Kontemplation führt aber nicht in die Weltflucht, sondern in die Solidarität. Martin Buber hat gesagt: „Von der Welt wegblicken, das hilft nicht zu Gott. Auf die Welt hinstarren, das hilft auch nicht zu ihm.

Aber wer die Welt in ihm schaut, der steht in seiner Gegenwart.“ Auch ein Wort aus Asien kann das Gemeinte nochmals erläutern: „Grabt Brunnen, bevor der Durst kommt.“ Auf Dauer lässt sich nur leben und Leben sinnvoll gestalten, wenn wir ein Reservoir an Werten und Gewissheiten haben. Gerade im säkularen und postmodernen Europa ist es wichtig, einige Grundanliegen genuiner christlicher Spiritualität zu kultivieren, welche auf dem weiten Markt der kurzfristigen religiösen und esoterischen à-la-carte-Angebote das unterscheidend Christliche deutlich machen und zukunftsfähig halten: die persönliche Gottese Erfahrung, die Anbetung des Geheimnisses, das mutige Aufspüren von Spuren des Reiches Gottes, seines Friedens und seiner Gerechtigkeit, mitten unter uns.

3. Dienst am „Leben in Fülle“

Aus der so verstandenen missionarischen Grunddimension von Kirche ergibt sich nun ihr spezifisch missionarischer Dienst, auch die Grundstruktur des Dienstes einer Ordensgemeinschaft wie der Schwestern von Hiltrup: Der Grundauftrag der Orden und geistlichen Gemeinschaften ist in den Grundauftrag der Kirche eingebunden, nämlich den, sich nicht selber absolut zu setzen und in allem Werkzeug und Sakrament des in Christus angebrochenen Heils zu sein. Die Orden sind, so formulierte es einmal W. Kasper, „zeichenhafte, man könnte fast sagen, quasiasakramentale Verdichtung, prophetische Verdeutlichung dessen, was Kirche eigentlich ist, was Leben nach den Seligprei-

sungen, was Leben nach dem Heiligen Geist ist, was radikal gelebter Glaube ist, der alles aufgibt, um alles zu gewinnen.“ Kirche und alles, was sie ausmacht, dient also dem Reich Gottes, seiner Gerechtigkeit und seinem Frieden und verkündet in Wort und Zeugnis den Gott, der das Leben ist und der für seine Schöpfung das Leben (und nicht etwa das Elend und den Tod) will.

Gibt es nun, so möchte ich heute natürlich auch fragen, Dimensionen eines spezifisch weiblichen Engagements in der Evangelisierung unserer Welt? Ich möchte ein Bild sprechen lassen:

Bei einer Reise auf dem indischen Subkontinent hörte ich zum ersten Mal von „Chipko“, einer Ökologiebewegung. Sie entstand im Schatten des Himalaja. „Chipko“ heißt: etwas oder jemanden umarmen, schützend festhalten. Frauen verhinderten so die Abholzung großer Waldgebiete und die Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen der Region, indem sie die Bäume solange umarmten, bis die Holzfäller wieder abzogen. Dazu passt eine Aussage asiatischer Theologinnen, die über die verändernde Kraft fraulicher Spiritualität im Prozess der heutigen „gnadenlosen Globalisierung“ nachgedacht haben: „Wie unsere Mutter Erde, so wird Frauen und Kindern auf der ganzen Welt Gewalt angetan, wird ihre Heiligkeit nicht länger geachtet, ihre Existenz mit Füßen getreten. Wir wollen vor dieser harten Wirklichkeit unser Herz nicht verlieren, sondern uns unserer gottgeschenkten Gaben und unserer Weiblichkeit bewusst werden, und uns in der Beziehung zur ganzen Schöpfung auf den beziehen, der Quelle allen Lebens ist. In der Nachfolge des einen, der mit uns geht und durch die eucharistische Gemeinschaft ermächtigt, uns hinzugeben, damit alle Leben in Fülle haben, verpflichten wir Frauen Asiens und Ozeaniens uns dazu, einander beizustehen und zu bestärken, damit wir der Krise unserer Zeit in tiefer Hoffnung und Überzeugung begegnen können.“ (zit. nach KM 1/2000, 27). Es darf Sie nun nicht verwun-



dern, wenn ich in diesem Kontext als Franziskaner heute auch einmal den hl. Franziskus von Assisi ins Bild setze: Sein existentieller „Solidaritätsbegriff“ war: „den Aussätzigen umarmen“. Er sagt uns: Der Arme und die leidende Schöpfung sind nicht Gegenstand des Mitleids, der Therapie. Sie sind nicht „Projekte“ Sie sind Bruder und Schwester. Heilung und Befreiung wählen den Weg der persönlichen Berührung und Beziehung. Evangelisierung will Leben ermöglichen, zum Leben ermutigen, bereits vor dem Tod. J. B. Metz weitet den Gedanken der „Achtsamkeit“ und Sensibilität ins Politische aus: „Fremdes Leid wahrzunehmen und zur Sprache zu bringen, ist die unbedingte Voraussetzung aller künftigen Friedenspolitik, aller neuen Formen sozialer Solidarität angesichts des eskalierenden Risses zwischen Arm und Reich und aller verheißungsvollen Verständigung der Kultur- und Religionswelten“ (in: SZ 24-12-97). In der Unübersichtlichkeit des neuen Millenniums wünsche ich Ihnen die Zuversicht, dass auch diese Zeit eine für den Geist Gottes fruchtbare Zeit ist. Ich wünsche Ihnen eine erneuerte und vertiefte Spiritualität der „Gelassenheit“ in das Geheimnis und in die Wirklichkeit des lebendigen Gottes. Gelegentlich wird auch kräftiger Einspruch gegen die „Religion“ des Marktes notwendig sein, die prophetische Erinnerung, dass der Mensch vor Gott Würde hat und nicht bloß Wert. Es gibt nichts Wichtigeres als die „Option für den lebendigen Gott“. Es gibt an der Schwelle zum neuen Jahrtausend nichts Wichtigeres zu tun, als Räume und Orte der Begegnung, der Lebensqualität, der Solidarität aus dem Evangelium, der Gnade in einer oft „gnadenlosen“ Gesellschaft zu schaffen. Wir dürfen uns nicht auf periphere Optionen verlassen. Die werden aber keinen Bestand haben und keine „Früchte bringen“, wenn wir uns nicht zunächst auf das Fundament unserer Existenz besinnen und uns seiner neu vergewissern. Wir werden keine Visionen haben, wenn wir ohne Wurzeln sind.

4. Aspekte eines missionarischen Profils heute

Weiter: Menschen mit Wurzeln und Visionen werden immer schöpferisch sein und nicht bloß re-produktiv: In der Theologie des Ordenslebens legt uns das Dokument „Vita Consecrata“ eine trinitarische und pneumatologische Korrektur nahe. Nachfolge orientiert und normiert sich natürlich am armen und gekreuzigten Jesus, seiner Nähe zum Vater, seiner Hingabe für alle, besonders für die Armen, seiner Hingabe in den Dienst und in den Tod, damit alle Leben, Würde und Zukunft haben. Aber unsere christliche Nachfolge, persönlich und in der *communio* unserer Kirche und unserer einzelnen Institute, ist keine bloße Reproduktion: Unser Leben ist nicht rückwärts orientiert, sondern ein „Leben im Geiste“, „geistliches Leben“, das die Nachfolge fruchtbar macht für das Heute und das „Morgen“ vorbereiten hilft, d. h. es ist immer auch schöpferisch. Es wurzelt in der Erinnerung, greift aber aus auf die Zukunft. Beides geschieht in der Kraft des Geistes Gottes. Er ist der Garant sowohl für ein aufmerksames und intelligentes Lesen der Zeichen unserer Zeit wie auch für notwendige kreative Anfänge und Neuorientierungen und evangelische Prophetie. Lassen Sie mich einige wichtige Punkte nennen:

(a). Gotteserfahrung in den Zeiten der Postmoderne

Der diffusen Tendenz der Postmoderne, „Religion“ zu bejahen, Gott, vor allem auch den christlichen Gott, den Vater Jesu Christi, in den Hintergrund treten zu lassen, sollten Ordensgemeinschaften mit einem klaren Profil entgegnetreten: Es nützt nichts, die postmoderne Religiosität nur zu beklagen und ständig zu wiederholen, wie gefährlich z. B. einige new-age Tendenzen sind. Ordenschristen zumal sollten ihr eigenes Gottesbild überdenken, es in einer trinitarischen Per-

spektive von allen Deformationen, nicht zuletzt von denen des Patriarchalismus und Autoritarismus befreien. Sie sind doch berufen, Zeichen von „Transzendenz“ zu sein, d. h. von dem, was/wer Gott ist und von dem, was Gott mit der Geschichte vorhat. Es geht darum, in der Kraft des Geistes vom Gott des Lebens zu sprechen, wie er sich in Jesus Christus der Welt und dem ganzen Kosmos erschlossen hat. Der trinitarische Gott hat sich als liebevolle Beziehung erschlossen, als Prinzip des Dialogs, als Einheit in der Vielfalt und Vielfalt in der Einheit, als dynamische Wirklichkeit, welche bis an das Ende Zeit Neues schafft.

Ordenschristen sollten es sich zur besonderen Aufgabe machen, dass ein heilsames und befreiendes Gottesbild an die Stelle aller Formen von „Gottesvergiftungen“ und anderer angstbesetzter Deformationen dieses Bildes tritt. Sie sollen daran erinnern, dass die Geschichte von Menschheit und Kosmos im letzten eine kontinuierliche Heils- und Befreiungsgeschichte ist, die noch der Vollen- dung harret, eine Geschichte nicht allein der Tragik, der Einsamkeiten und der Schuld, sondern der geschenkten Vergebung, der neuen Horizonte, der je neuen Inkarnation des Evangeliums. Wer würde den postmodernen Zeitgenossen denn sonst an diese Perspektiven erinnern?

Die tragende Struktur der Nachfolge ist die im Namen Jesu, im Hören des Wortes und im Brechen des Brotes versammelte communio von Schwestern und Brüdern, die „im Namen Gottes, des Vaters“, als Schwestern und Brüder radikal gleiche sind. Ich glaube, wir werden in Zukunft, auch in bewusster Abkehr von patriarchalischen und matriarchalischen Verirrungen und Sünden der Vergangenheit, immer kleine, für die geistliche Kommunikation und für die effektive Partizipation offene Kommunitäten und Gemeinschaften haben, weniger große Strukturen, dafür immer mehr „Zellen lebendigen Glaubens“.

(b). Dienst am Frieden, an der Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung

Der Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und den Erhalt der Schöpfung sind heute im Sinne eines Glaubens, der dem „Leben der Welt“ verpflichtet ist, wesentliche Aspekte der Evangelisierung. Es geht doch um das Leben der Welt und die Zukunft der Welt und des Kosmos. Glaube und Welt, Erlösung und Befreiung, Gottesdienst und Dienst an einer menschenwürdigen Zukunft lassen sich nicht voneinander trennen. Da liegt eine besondere Herausforderung für die Orden. Es gibt auch schon eine wachsende Zahl von Brüdern und Schwestern, welche die Impulse des Evangeliums zum Friedenstiften, zum Aufbau einer friedlichen Welt in Gerechtigkeit und zur Bewahrung der Schöpfung aufnehmen und in der Nachfolge des gekreuzigten und auferstandenen Herrn zu neuen prophetischen Impulsen bereit sind. Wir brauchen nicht nur Strategien zur Veränderung der Gesellschaft. Notwendig sind Männer und Frauen, die dem Gegenüber, vor allem dem „Anderen“, in Respekt verbunden sind, die zuhören und das Wirken Gottes im anderen wahrnehmen können, die nicht als Herren auftreten, sondern als Diener, Brüder, Schwestern. Eine neue Weltordnung ist nicht denkbar ohne das Gespür für Solidarität, für Mitleiden, nicht ohne die Bereitschaft zum Zuhören, zum Teilen und zum Mit-sein.

In diesem Kontext sind auch Ordenschristen nach ihrer Identität und Sendung gefragt, nicht vorrangig durch pastorale und karitative Assistenz, sondern als Zeichen für eine neue Kultur des Zusammenlebens und des Friedens.

(c) Über den Sinn von „Gelübden“ heute

In der alten Schultheologie heißt es: „Was Jesus Christus nicht angenommen hat, das hat er auch nicht erlöst.“ Er hat nun die menschliche Natur angenommen, ist Teil un-



serer Geschichte geworden. Dieser Herabstieg ist Bedingung für Befreiung und Erlösung. Hier liegt auch ein entscheidender Impuls für die Inkulturation des Evangeliums und für die Gestaltung eines missionarischen Ordenslebens. Viele Ordenschristen in allen Kontinenten suchen heute tiefer in die Geschichte einzutauchen, um dort ihre „Gotteszeugenschaft“ zu verankern: In neuen, kleinen, geschwisterlichen Lebensformen unter den Armen, nicht so sehr in Werken, auch nicht ausschließlich in Werken der Caritas und Diakonie, sondern mit einem neuen Stil, dem Stil einer Kirche von Schwestern und Brüdern unter dem einen Herrn, dem Stil von Gebet und Kontemplation mitten in der Welt und in einer Sprache, welche die Armen verstehen können, dem Stil neuer Beziehungen im Verhältnis zwischen Männern und Frauen, Klerikern und Laien. Und das alles in einer Lebenskultur der Genügsamkeit, der unkommerzialisierten Zweckfreiheit, der evangelischen Freiheit und Armut, der Herrschaftsfreiheit und der absoluten Gewaltlosigkeit. Diese Werte widersprechen der gängigen „Kultur“ unserer westlichen Gesellschaft. Sich konsequent und ein Leben lang zu ihnen zu bekennen, nach dem Vorbild Jesu und nach dem Vorbild unserer Gründerinnen und Gründer, das bedeutet wirklich, mehr „unten“ zu sein als „oben“. In der tiefen Überzeugung, dass am Ende die Hoffnung siegen und die ganze Welt Leben in Fülle haben wird.

Ich bin davon überzeugt, dass die Zukunft des Ordenslebens weiter davon abhängt, ob wir die Gelübde als kritische und befreiende Grundhaltungen in unsere moderne und postmoderne Kultur einzubringen vermögen. Sie haben einerseits mit „Inkulturation“ zu tun, mit dem Willen zu vorbehaltloser Solidarität mit der Welt und der Schöpfung, zugleich aber mit dem Mut, „Gegenkultur“ zu sein. Ein inkulturiertes Ordensleben muss die evangelischen Räte so zu deuten und zu leben versuchen, dass sie mitten in der Konsum- und Erlebnisgesellschaft als Möglich-

keit zu einem befreiten und reifen Menschsein und als Dienst am Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit erkennbar sind. Sie sind nicht in erster Linie Verzicht und Weltflucht, sondern Möglichkeit zur Freiheit und zur Weltgestaltung aus dem christlichen Glauben. Wir sind aufgefordert, die evangelischen Räte zu leben als Ermutigung, etwas zu wagen, und nicht in erster Linie oder ausschließlich als Verpflichtung, etwas zu meiden. Die Gelübde könnten so zu Zeichen unserer Solidarität mit den Opfern der Geschichte und der Gesellschaft werden, zu einem Segen für die, welche arm an Leben und Hoffnung sind. „Armut wird mit den Armen geteilte Armut, die Ehelosigkeit führt an die Seite der Einsamen und unfreiwillig Ehelosen, der Gehorsam drängt in die Solidarität mit den Unterdrückten, Behinderten, Ausgestoßenen.“ (J. B. Metz).

(d). Präsenz auf „neuen Areopagen“

Auf der Bischofssynode über das Ordensleben (1994) war viel von den „neuen Areopagen“ die Rede, d. h. von den Orten in der heutigen pluralen Weltkultur, wo die Ordenschristen mit großem Mut und Freimut das Evangelium bezeugen sollen, wie es einst Paulus auf dem Athener Areopag getan hat (Apg 17, 16-34). Paulus hatte damals keinen unmittelbaren Erfolg. Aber er war mutig und wagte den Dialog. Es wäre zu wünschen, dass Ordenschristen wissen, wo heute die öffentlichen Plätze und Foren sind, wo Neues verhandelt wird, wo Laboratorien der Zukunft sind. Vielleicht liegen sie in den Universitäten, Hochschulen und Forschungszentren, – nicht nur theologischen, – in Zeitungs- und Fernsehredaktionen, – nicht nur kirchlichen – und an vielen anderen Stellen, z. B. im künstlerischen Schaffen. Ordenschristen sollten m. E. am öffentlichen Diskurs unserer Gesellschaften und Kulturen solidarisch und kritisch zugleich teilnehmen, als Salz, Sauerteig und Licht, in einer Haltung der „Inkulturation“ des Evangeliums Jesu. Eine



solche Präsenz ergibt sich aus dem fundamentalen „Sendungscharakter“ der Kirche und der verschiedenen Formen der Nachfolge.

(e) Zwischen Kontemplation und Prophetie

Unsere gegenwärtige Krise ist Chance zu einem Neubeginn. Ich glaube daran, dass der Geist Gottes an dieser Zeitenwende, die unter vielen Aspekten so schmerzvoll ist, unter uns neue „Gnadengaben“ (Charismen) erwecken wird. Unter den zahlreichen Ämtern und Geistesgaben fallen die der heilsamen Erinnerung, der unbequemen Prophetie und der kühnen neuen Schritte als besonders dringlich und notwendig (und manchmal besonders lästig) auf. So verhängnisvoll es auch war, dass ein großer Teil des Ordensleben selber in der Vergangenheit seinen schöpferischen Auftrag vergessen hat und in Ritualismus und Formalismus erstarren konnte, so gibt es doch heute, so meine ich, trotz (oder besser gesagt: wohl wegen) aller ernstesten Krisen- und Lähmungserscheinungen eine neue einmalige Chance, den dynamischen, im besten Sinne charismatischen, prophetischen und missionarischen Grundauftrag der Orden wieder zu entdecken und wieder in die Kirche einzubringen. Es geht nicht mehr um die Flucht aus der Welt, sondern den liebevollen, kontemplativen Blick auf die Welt, auf ihre Hoffnungen und Ängste und Bedrohungen. Den Weg zu und mit den Menschen. Den Weg zu und mit den Armen und Schwachen. Den Mut, bestehende Denkformen, Institutionen, Werke und Strukturen in Kirche und Orden radikal zu überdenken, weil es nicht immer sicher ist, ob sie noch dem radikalen Anspruch des Evangeliums entsprechen. Eine zugleich kontemplative und missionarisch-aktive und in allem geschwisterliche Präsenz unter den Armen, in einer Haltung des Hinhörens und Dialogs, als Zeichen und Werkzeuge des Friedens in einer friedlosen und strukturell ungerechten Welt sowie in einer ausgebeuteten

und ihrer Würde beraubten Umwelt und Schöpfung. Es wird eine der größten Herausforderungen des neuen Jahrtausend an uns sein, Kontemplation und Prophetie in großer Einheit und in polarer Spannung zu leben.

5. Ordensleben ist „Charisma“, nicht „Amt“

Das Ordensleben ist vom Ursprung her eine Bewegung „von unten“. Die Zielsetzungen und Optionen der meisten Orden ergaben sich aus der Situation des Volkes Gottes, seiner Wünsche, Defizite und Visionen. Die Form der Nachfolge Jesus in den Orden hat konstitutionell eine große Nähe zu den Laien und ist theologisch nicht der hierarchischen, sondern der charismatischen Struktur der Kirche zuzuordnen (LG). Zahlreiche Orden haben nicht Kleriker, sondern Laien als GründerInnen. Statistisch gesehen sind etwa 85 % aller Ordenschristen auf der ganzen Welt Laien, und die sind in der überwältigenden Mehrheit wieder Frauen. Auf der anderen Seite ist es dahin gekommen, dass das Ordensleben faktisch klerikalisiert wurde. Es scheint so, als ob der Ordensmann, der zugleich Priester ist, die wahre und volle Form des Ordenslebens verkörpert. Ordenschristen, die nicht Priester sind, vor allem Frauen, sind im Laufe der Geschichte leider an die zweite Stelle gerückt. Das wahre Charisma der Nachfolge in der Ordensberufung, das ja nicht konstitutiv mit dem Klerikerstand verbunden ist, wurde dadurch verdunkelt. Mir scheint, dass nicht zuletzt durch diese Entwicklung der Beruf der Ordensfrau und des (Laien-) Bruders in eine verhängnisvolle Identitätskrise geraten ist. Aber die Stunde der Umkehr ist für die Kirche gekommen. Es gibt auch bei uns und in den jungen Kirchen schon zahlreiche ermutigende Ansätze, die deutlich machen: Die Orden können und werden die gegenwärtige Krise überwinden. Sie werden ihren Platz haben „mitten im Got-



tesvolk“, ohne falsche Instrumentalisierungen, mit gleicher Würde und Kompetenz für Kleriker und Laien, Männer und Frauen. Zahlreiche alte und neuere Ordensgründungen bestehen in der Komplementarität und fundamentalen Gleichheit zwischen einem männlichen und einem weiblichen Zweig, und doch hat sich auch im Ordensleben eine verhängnisvolle Abhängigkeit der Frauen von den Männern sowie eine Klerikalisierung eingestellt, die das Wesen der Nachfolge verdunkelt. Ich meine jedenfalls, das Ordensleben sollte in Wort und Lebensbeispiel an der Spitze einer solchen notwendigen Entwicklung stehen.

6. Internationale Geschwisterlichkeit leben

Mit J. B. Metz möchte ich fragen: „Müssten nicht unsere Orden, gerade weil sie vielfach nicht regional, sondern global organisiert sind, die natürlichen Keimzellen für gelingendes interkulturelles Zusammenleben sein, produktive Vorbilder für Konvivialität unterschiedlicher Kulturwelten?“ In der Tat: Die Orden sind aufgefordert, wahre „Inkulturation“ nicht nur im fernen Asien und Afrika zu suchen, sondern in den verschiedenen Kulturen Europas. Was könnte das heißen? An dieser Stelle möchte ich auf den Zeugnischarakter internationaler und interkultureller Gemeinschaften hinweisen. Mein eigener Orden hat seit einigen Jahren auch in einigen Ländern Europas und Afrikas, z. B. in Albanien, Litauen, der Ukraine, Russland und Kasachstan, internationale Gemeinschaften gegründet. Und das nicht in erster Linie, weil der Orden weltweit bei solchen Unternehmungen zusammenstehen muss, sondern weil es in einer zerrissenen Welt darauf ankommt, deutliche Zeichen für ein neues Denken zu setzen. Wenn wir uns jedenfalls nicht nur leidlich zusammenraufen, sondern in einem neuen Verständnis von „internationaler Geschwisterlichkeit“ eine neue Qualität des

Zusammenlebens suchen, dann kommt ein wenig vom Evangelium Jesu Christi zum Durchbruch. Das Leben in (internationaler) Geschwisterlichkeit ist somit keine Nebensache oder ein strategischer Schachzug. Es ist vielmehr schon in sich Evangelisierung durch Beispiel. In den vergangenen Jahren habe ich von jungen afrikanischen Brüdern verschiedentlich gehört: „Da Ihr Euch als Mitglieder verschiedenster Nationen redlich bemüht, friedlich als Brüder unter einem Dach zu leben, glaube ich besser zu verstehen, was Evangelisierung bedeuten kann.“ Unsere Missionarinnen und Missionare, Priester, Ordensleute und viele Laien, sind Botinnen und Boten der Versöhnung, die in Jesus Christus schon allen Menschen angeboten worden ist. Durch den Dienst der Weitergabe des Evangeliums von der Gleichheit und Geschwisterlichkeit aller Menschen unter dem einen Herrn; durch ihren Einsatz für den Dialog mit allen ohne Unterschied, durch ihr Lebenszeugnis erinnern sie auch uns daran, dass die Liebe das einzige Gut auf der Welt ist, das zu nimmt, wenn man es teilt. Sie laden uns ein, unser Engagement zu verstärken, damit das Evangelium Jesu von der Gerechtigkeit, vom Frieden und von der Versöhnung aller Menschen und des ganzen Kosmos unsere Welt zum besseren umgestalte. Menschen, die für Versöhnung und Gerechtigkeit eintreten, sind in besonderer Weise Zeugen jenes Gottes, der seine Welt liebt (Joh 17,23). Sie sind Prophetinnen und Propheten einer neuen Welt.

7. Schluss

Eine christliche Kirche und Gemeinde, die aus tiefen Quellen schöpft, kann unserer Welt eine tiefe Gewissheit vermitteln, die niemand aus sich selber hat: dass die Geschichte keineswegs an ihr Ende gekommen ist, dass Gott weiter erschafft, dass es sich lohnen kann, für bestimmte Werte zu leben und vielleicht auch zu sterben, und dass die Zukunft – al-



len Unheilspropheten zum Trotz – eine gute sein wird. Missionarisches Ordensleben jedenfalls möchte und muss aus dieser Gewissheit leben. Und darin wird „Kirche“ – personal, lokal und universal verstanden – die feiernde und fordernde „Communio“, die uns nicht lässt, wie wir sind, und auch die Welt nicht lässt, wie sie heute ist. S. Kierkegaard fasst in Worte, was ich Ihnen, den Schwestern von Hilstrup, am heutigen Tag von Herzen zurufen möchte:

*„Wenn ich mir etwas wünschen könnte,
dann möchte ich weder Reichtum
noch Macht,
sondern die Leidenschaft für das Mögliche.
Ich möchte Augen,
die auf ewig jung bleiben
und immer hell leuchten vor Verlangen,
das zu sehen, was möglich ist.“*

P. Hermann Schalück OFM
Missio
Goethestraße 43
D-52064 Aachen